



Liebe und Ehe im Mittelalter

Peter Andorfer

Kerngebiet: Mittelalter

eingereicht bei: Ao.Univ.-Prof. Dr. Klaus Hubert Brandstätter

eingereicht im: WS 2007/08

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Love and marriage in the Middle Ages

The following seminar-paper gives a short definition of love. Based on this definition it tries to answer the question: is love an anthropologically constant variable being dependent on Zeitgeist? To answer this question the paper analyses several sources like secularized and ecclesiastic literature as well as visual sources.

Einleitung

„Michel...“, sagte sie sanft. Ich hob den Kopf mit einem Ruck, als hätte ich einen Schlag erhalten. Ihre tiefbraunen Augen versenkten sich in meinen. „Was haben die Thailänderinnen den westlichen Frauen voraus?“ fragte sie sehr deutlich. [...] „Hier ist ein Artikel darüber, ein Art Werbereportage...“ [...].

„There seems to be“, bemerkte Mr. Sawanasee, „a near perfect match between the Western men, who are unappreciated and get no respect in their own countries, and the Thai women, who would be happy to find someone who simply does his job and hopes to come home to a pleasant family life after work. Most Western women do not want such a boring husband.“

One easy way to see this', fuhr er fort, 'is to look at any publication containing 'personal' ads. The Western women want someone who looks a certain way, and who has certain 'social skills' such as dancing and clever conversation, someone who is interesting and exciting and seductive. Now go to my catalogue, and look at what the girls say they want. It's all pretty simple, really. Over and over they state that they are happy to settle down FOREVER with a man who is willing to hold down a steady job and be a loving and understanding HUSBAND and FATHER. That will get you exactly nowhere with an American girl!

As Western women', folgte er zum Schluß nicht ohne Unverfrorenheit, 'do not appreciate men, as they do not value traditional family life, marriage is not the right thing for them to do. I'm helping modern Western women to avoid what they despise.'¹

Dieser Textauschnitt ist nicht willkürlich gewählt. Eröffnet er doch drei, die folgende Arbeit prägende Fragen, um diese zum Teil auch gleich wieder zu beantworten. So lautet die erste Frage, die sich zum Thema „Liebe und Ehe im Mittelalter“ aufdrängt – „wovon reden die da eigentlich?“. Präziser formuliert soll das heißen: „Wie wird Liebe definiert“. Beschreibt das Wort „Liebe“, wie im Textbeispiel, ein Bündel an Erwartungen und Wünsche an einen Partner? Ist Liebe das Lebensziel eines jeden Menschen, einer anthropologischen Konstante gleich oder ist Liebe einfach ein anderes Wort für eine natürlich bestimmte Kette von Verhaltensmustern der Menschen, an deren Ende groß SEX steht? Mit welchem Liebesbegriff sich vorliegende Arbeit beschäftigt, soll zu Beginn erklärt werden. Richtet sich danach auch die Auswahl der rezipierten Literatur. Denn, wie gezeigt wird, handelt nicht jedes Buch, welches „Liebe“ im Titel trägt, von derselben Sache.

Nachdem wir dann wissen, worüber wir sprechen, geht es daran zu beschreiben, wie es denn mit der Liebe im Mittelalter ausgesehen hat. Und hier stellt sich zuerst die Frage, anhand welcher Quellen es überhaupt möglich ist, die Welt der Gefühle von Menschen zu skizzieren, die schon sehr, sehr lange tot sind. Gleich vorweg sei erwähnt, dass zu diesen Quellen auch die Institution der Ehe zählt, deren Entwicklung und Form, sofern diese Schlüsse auf die Gefühlswelt des Mittelalters erlauben, hier behandelt werden sollen.

Ist diese Welt des Fühlens erst einmal gemalt wird gefragt, warum jene Welt nun so aussieht, wie sie eben aussieht. Anders formuliert: Wie passt das, was wir über die Gefühle der Menschen des Mittelalters wissen, mit dem zusammen was wir über die Lebensumstände der Menschen im Mittelalter wissen.

¹ Michel Houellebecq, Plattform, Hamburg 2006.

Den Leser der Arbeit erwartet also zuerst eine Beschreibung dessen, was hier als Liebe verstanden wird. Darauf folgt der Versuch einer Antwort auf die Frage, ob und wie eben beschriebenes Gefühl im Mittelalter verbreitet war. Und schließlich sollen Wechselwirkungen zwischen Welt und Gefühl, Liebe und Leben gesucht und hoffentlich gefunden werden.

1. Was ist Liebe?

„Es ist was es ist.“ sagt die Liebe über sich selbst – wenn es nach Erich Fried ginge. Geht es aber nicht. Ein Blick in diverse geschichtswissenschaftliche Werke liefert, grob zusammengefasst, drei Begriffsfelder des Wortes Liebe.

Erstens verwenden Historikerinnen und Historiker das Wort Liebe synonym für Sexualität und stellen so eine rein körperliche Beziehung zwischen den Menschen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Kurz gesagt, geht es hier also nicht um Liebe, sondern um Sex – selbst wenn die gewählten Titel zum Teil mehr versprechen².

Zweitens tritt zu diesem, mehr körperlichen Liebesbegriff, der zeitlich und räumlich eng gefasste Begriff der höfischen Liebe oder Minne. Über Fragen zur Definition von Minne haben sich andere schon den Kopf zerbrochen und soll hier nicht weiter thematisiert werden. Für die weitere Arbeit soll nur soviel dazu gesagt werden, dass Minne mehr eine literarische Kunstform des Mittelalters, als ein, weitgehend die gesamte Gesellschaft durchdringendes Gefühl ist. Anders formuliert: „Die Wirklichkeit der höfischen Liebe ist nicht in der Echtheit der Gefühle des einzelnen Sängers zu finden; Liebe entspricht einer Unterhaltungsform der adeligen Gesellschaft.“³.

Bleibt, wie angekündigt, noch eine dritte Beschreibung des Begriffes Liebe, die sich in der Fachliteratur finden lässt. Diese, soviel sei vorweggenommen, soll uns als Ausgangspunkt für weitere Arbeit dienen. Jene dritte Beschreibung gleicht jedoch einem Stückwerk, bestehend aus verschiedenen Teilen, aus verschiedenen Schriften zum weiten Feld Liebe. Teile, die hier nun zusammengesetzt werden sollen. So fragt etwa Cornelia Dauer in ihren „Studien zu Liebe und Ehe im Mittelalter“⁴ was denn Liebe sei, um sich selbst zu antworten: „Liebe als Gefühl der gegenseitigen Zuneigung und Anziehung zwischen Mann und Frau, die auf einer freien Willensentscheidung

² zu erwähnen sind dazu etwa folgende Titel: Cornelia Daurer, *Difficile est humanam animam non amare. Studien zu Liebe und Ehe im Mittelalter*, Diplomarbeit Univ. Wien 2002; Gerda Nägele, *Homosexualität und lesbische Liebe im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit*, Dipl. Innsbruck 1997; Petra Streng, Gunter Bakay, *Bauernerotik in den Alpen, das Liebesleben der Tiroler vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Innsbruck 2007; Franz X. Eder, „Sex-Appeal“ versus „Gemieth und Lieb“. Zur Entstehung der sexuellen Begierde in der bäuerlichen Kultur des 17.–19. Jahrhunderts, in: Franz Eder (Hrsg.), *Wiener Wege der Sozialgeschichte*, Wien 1997.

³ Joachim Bumke, *Höfische Kultur – Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, Band 2, München 1986, S. 572.

⁴ Dauerer, *Studien zu Liebe und Ehe im Mittelalter*.

beruht“⁵. Dem lassen sich, nach der Lektüre von Peter Dinzelbacher die Kriterien „Wechselseitigkeit, Unvertauschbarkeit und emotionale Affektion“⁶ hinzufügen. An anderer Stelle schreibt Dinzelbacher, Liebe sei „jenes der Sexualität entspringende, wertbesetzte Gefühl [...], das, auf ein Gegenüber meist des anderen Geschlechts gerichtet, diesem vor allen anderen Menschen etwas Besonderes verleiht.“⁷

Aus diesem Mosaik verschiedener Ansätze einer Beschreibung des Begriffs Liebe kann ein einigermaßen stimmiges Bild von Liebe gesehen werden. Es geht demnach um ein *Gefühl*,

- das auf *Gegenseitigkeit* beruht;
- deren Protagonisten für sich alleine stehen, da sie *unvertauschbar* sind;
- das aus der *Sexualität* entspringt;
- und das mit *Werten* verbunden wird.

Es ist erneut Dinzelbacher, der dieses Sammelsurium an Vorstellungen und Bedingungen zu einem Bündel schnürt und jedem einzelnen der Gesellschaft als „zentrales Lebenselement“⁸ auf seinen persönlich Lebensweg mitgibt. Nun zeigt ein Blick ins Fernseh-⁹ oder Kinoprogramm¹⁰, aber auch in sein eigenes Inneres¹¹ schnell, dass dieses Bündel auch noch von vielen Menschen des 21. Jahrhunderts getragen wird. Ist Liebe nach wie vor wohl eines DER Themen, die uns am bewegen.

Nun geht es in dieser Arbeit aber nicht darum, sich über Liebe und Ehe im 21. Jahrhundert auszulassen, sondern rund 500 bis 1000 Jahre in die Vergangenheit zurückzuschauen. Dem Fach Geschichte entsprechend, braucht eine derartiger Reise in die Vergangenheit mehr oder weniger sichtbaren Wegmarken, um zurückzufinden und um sich dabei nicht zu verlaufen. Um heute etwas über gestern sagen zu können,

⁵ Ebd., S. 7.

⁶ Peter Dinzelbacher, Gefühl und Gesellschaft im Mittelalter, Vorschläge zu einer emotionsgeschichtlichen Darstellung des hochmittelalterlichen Umbruchs, in: Gert Kaiser, Jan-Dirk Müller (Hrsg.), Höfische Literatur. Hofgesellschaft. Höfische Lebensformen um 1200, Kolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld, Düsseldorf 1986, S. 213–243, hier S. 231.

⁷ Peter Dinzelbacher, Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter, in: Saeculum 32, München 1981, S. 185–209, hier S. 185.

⁸ P. Dinzelbacher, Lexikon des Mittelalters, „Liebe“, Sp. 1966.

⁹ „[...] Wird er in alte Muster zurückfallen, sich weiter von Job zu Job hangeln und sich davor drücken, Verantwortung zu übernehmen, oder wird er für seine Liebe kämpfen und seine Angst vor einer festen Bindung überwinden?“ – zitiert aus der Filmebeschreibung von „Barfuss“, zu sehen am 14. April 2008, 20.15, Sat 1., zitiert nach: <http://programm.kurier.at>; April 2008.

„[...]Er beschließt, für seine große Liebe zu kämpfen“ – zitiert aus der Beschreibung zur TV-Serie „Privat Practise“, zu sehen am 14. April 2008, 23.30, ORF 1, zitiert nach : <http://programm.kurier.at>; April 2008.

¹⁰ „Vielleicht, vielleicht auch nicht“ – Eine zauberhafte Liebeserklärung an die Liebe und ein humorvoller Blick auf die Tücken einer Beziehung. „Run, Fatboy, Run – Auf die Liebe! Fertig! Los...“ – zu sehen am 14. April in den Cineplexx Kinos in Österreich (Quelle: www.cineplexx.at; April 2008).

¹¹ Hierfür einen Beleg zu finden schafft nicht einmal das Internet.

braucht es Quellen, Überreste von gestern, die heute gefunden, gelesen und verstanden werden müssen.

2. Quellen

Was bleibt aber nun von einem Gefühl – wie wir Liebe ja zuvor beschrieben haben – übrig. Noch dazu wenn, wie ebenfalls schon bemerkt, die Liebenden von damals schon lange, lange Zeit tot sind?

Hier fallen einem wohl zuerst verschiedenen schriftlichen Liebesbeweise ein. Liebesgedichte, Liebeslieder, Liebesbriefe um nur einige zu nennen. Mag aus diesen Texten zwar eine ganze Menge geschlossen werden, so bleibt für die Zeit des Mittelalters das Problem einer weitgehend analphabetischen Bevölkerung. Wer also weder schreiben noch lesen kann, hinterlässt auch keine schriftlichen Zeugnisse, also auch keine Liebesgedichte, keine Liebeslieder und keine Liebesbriefe.

Nun lässt sich Liebe aber nicht nur schriftlich ausdrücken. Liebe kann auch gezeichnet, gemalt oder in Stein gehauen werden, um nur drei Vertreter der bildenden Künste zu nennen, die mehr oder weniger geeignet sind, Liebeszeugnisse zu hinterlassen. Hier ist etwa an Bildnisse von Paaren zu denken.

Neben diesen beiden Gruppen von Quellen, die direkt versuchen, das Gefühl Liebe in Wörtern, beziehungsweise in Bildern festzuhalten, gibt es noch weitere Spuren an deren Ende Liebe greifbar wird. Dazu zählen etwa historische Texte, Lebensgeschichten realer Personen deren Handlungen von Liebe beeinflusst waren. Seien dies nun Chroniken, Biographien oder schlichte Verwaltungsberichte, welche etwa einen Selbstmord aus Liebe verzeichnen. Doch auch für diese Gruppe von Quellen gilt jenes Problem, welches grob mit den Wörtern „Mittelalter“ und „Schriftlichkeit“ benannt werden kann.

2.1. Keine Quellen – keine Liebe? Oder zum Problem der Schriftlichkeit im Mittelalter

Es verrät wohl niemand ein großes Geheimnis, der sagt, dass eine breite Mehrheit der Menschen im Mittelalter weder schreiben noch lesen konnte. Folglich sind auch schriftliche Quellen aus jener Zeit rar. Und wenn geschrieben wurde, dann vornehmlich an Orten, an denen Liebe nach unserem Verständnis wenig zu suchen hat. Nämlich im Kloster.

Wenn, und hier begeben wir uns auf das weite Feld der Hypothese, es keine schriftlichen Quellen gibt, die ein Gefühl von Liebe bezeugen, muss es dann nicht bedeuten, dass es schlicht keine Liebe im Mittelalter gab? Oder lässt das Fehlen von Quellen nicht genauso gut den gegenteiligen Schluss zu, nämlich das es Liebe sehr wohl gegeben hat? Nun genau diese Frage soll hier beantwortet werden.

Doch kann überhaupt von einem Fehlen der Quellen für das Mittelalter gesprochen werden? Und was kann hier eigentlich als Mittelalter verstanden werden? Jener dunkle Zeit nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches oder doch die bereits von der Morgenröte der Renaissance durchdrungene Zeit, knapp vor der Entdeckung Amerikas – nur um holzschnittartig den immensen Zeitraum zu skizzieren, den gemeinhin das Mittelalter umfasst.

Hier, für diese Zeilen soll nur ein Teil jenes Mittelalters durchsucht werden. Und zwar genau jene Jahrhunderte, die sich vom 9. bis ins 12. erstrecken. Denn genau hier ist eine Trennlinie aufzuspüren. Eine Trennlinie, die unterscheidet in eine Zeit ohne Quellen der Liebe und eine Zeit mit Quellen der Liebe. Ob diese Linie auch unterscheidet zwischen einer Zeit mit und eine Zeit ohne Liebe, dass gilt es nun zu klären.

2.2. Liebe in der Literatur

Nun gilt es also, oben genannte Trennlinie sichtbar zu machen und sie örtlich, mehr aber noch zeitlich einzuordnen. Und es macht Sinn, diese Grenze erstmals entlang der ersten, schriftlichen Quellen zum Thema Liebe zu ziehen. Lassen sich aus Texten, die noch dazu über die Beziehungen zu anderen Menschen reflektieren, wohl die meisten Erkenntnisse über die Gefühlswelt der Menschen im Mittelalter gewinnen.

Als Ausgangspunkt erster, hier weitgefasst als Liebesliteratur bezeichneter Texte gelten gemeinhin die Texte der Troubadours.¹² Auf der Suche nach dem ersten Troubadour stößt man in der spezifischen Literatur durchgängig (so weit eingesehen) auf den Herzog Wilhelm IX. von Aquitanien.¹³ Die Kenntnis seiner Lebensdaten erlaubt eine erste Einordnung der gesuchten Trennlinie sowohl zeitlich wie örtlich. Wilhelm IX. von Aquitanien lebte von 1071 bis 1126 als Herzog von Aquitanien, Graf von Poitou und Graf der Gascogne.¹⁴

Setzen wir jenen Herzog von Aquitanien also als einem ersten Markstein gleich, und lassen wir ihn die mittelalterliche Liebesliteratur begründen, deren Ursprung demnach im Süden Frankreichs liegt und in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu suchen ist.

Um das zuvor begonnene Gedankenspiel weiterführen zu können, nämlich ob das Fehlen von Quellen ein Fehlen von Liebe bedeutet, reicht das Finden der Quelle von Liebesliteratur in Wilhelm IX. nicht aus. Denn nur weil die Vorfahren Wilhelms IX.

¹² Vgl. dazu: Colin Morris, *The Discovery of the Individual. 1050–1200*, Toronto-Buffalo-London 1972 (1995), S. 109; Jacques Solé, *Der Troubadour und die Liebe als Passion*, in Georges Duby u. a. (Hrsg.), *Liebe und Sexualität*, o.O 1995, S. 88–97; Peter Dinzelsbacher, *Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter*, in: *Saeculum* 32, München 1981, S.185–209, hier vor allem S. 187 f.

¹³ Vgl., dazu: Dinzelsbacher, *Über die Entdeckung der Liebe*, S. 188; Bumke, *Höfische Kultur*, S. 572; H. Kropfinger, *Lexikon des Mittelalters*, „Troubadours“, Sp. 1052 ff.

¹⁴ U. Vones-Liebenstein, *LdM*, „19. W.IX“, Sp. 140 f.

keine Liebesgedichte hinterlassen haben, muss es nicht bedeuten, dass sie keine Liebe kannten. Vielleicht konnten sie einfach nur nicht schreiben? Vielleicht konnten sie aber auch schreiben und haben Tag und Nacht herzerreißend ihre Gefühle niedergeschrieben, nur wir haben ihre Ergüsse noch nicht gefunden?

Die Entscheidung Liebe, keine Liebe bedarf also weiterer Quellen. Oder wenn diese fehlen sollten, weiterer Überlegungen. Hilfreich scheint dafür ein Gang ins Kloster. Zwar wurde zuvor behauptet, dass Liebe nach unserer Erklärung sich wohl kaum mit den Lebensbedingungen eines Klosters vereinbaren lässt – allerdings könnte diese Behauptung etwas vorschnell getroffen worden sein. Um dies zu verdeutlichen braucht es aber einiger weiterführende Anmerkungen.

2.4. Liebe im Kloster

Auch in den Klöstern mag es Fälle zwischenmenschlicher Liebe geben und gegeben haben. Für unser Thema ist aber die Beziehung zwischen Gott und den Menschen aussagekräftiger. Vor allem da sich diese Beziehung und ein Wandel innerhalb dieser anhand verschiedener Spuren über die Jahrhunderte hin nachverfolgen lässt.

Wie sehen die Menschen ihren Gott? Ist Gott jemand, den man fürchtet? Oder ist Gott jemand den man liebt? Ist unser Gott ein strafender Gott? Oder ist unser Gott ein schützender Gott? Ist Gott sowohl zum Lieben als auch zum Fürchten? Beschützt Gott uns im gleichen Ausmaß wie er uns bestraft? Je nachdem wie wir unser Verhältnis mit Gott einschätzen, desto mehr oder weniger wird es möglich, unsere Gefühl für Gott einem Gefühl von Liebe anzunähern.

Unsere eingangs aufgestellte Beschreibung von Liebe in Erinnerung rufend, wären hier vor allem die Begriffe Gegenseitigkeit, Unvertauschbarkeit und in einem gewissen Sinne auch Sexualität zentral für weitere Untersuchungen. Der Begriff des Wertes braucht im Kontext von Glaube und Religion wohl nicht betont werden, da hier Glaube ja als der zentrale Wert überhaupt gesehen wird.

Nur woher weiß ich heute, wie der Mensch im Mittelalter zu Gott stand, ob er Gott nun fürchtete oder liebte? Darauf gilt es wohl die gleichen Antworten zu geben, wie sie sich aus der Frage nach den Quellen der Liebe ergeben. Nämlich in Texten, die explizit das Verhältnis Gott und Mensch zum Thema haben, in Quellen der bildenden Künste, die die Gott-Mensch-Beziehung darstellen und in indirekten Quellen, wo neuerlich Zeugnisse aus der Welt der Verwaltung zu nennen sind. Beispielsweise Gerichtsakten die ein Abweichen von einem normierten Verhältnis zwischen Mensch und Gott dokumentieren.

Mögen nun die Art der Quellen zum Thema Liebe und zur Gott-Mensch-Beziehung gleich geblieben sein, so bringt die Ausweitung des Betrachtungsgebietes doch einen gewaltigen Vorteil mit sich. Indem man nämlich Gott in den Fokus stellt, öffnen sich

die Archive der Klöster. Und genau diese sind es, die, wie schon mehrfach erwähnt, die dunkle Zeit des Mittelalters erhellen – pathetisch gesprochen.

Rufen wir uns also den zu untersuchenden Zeitraum in Erinnerung, nämlich den vom 9. bis zum 13. Jahrhundert. Betrachtet man das Bild Gottes – jetzt „bildlich“ gesprochen – so fällt eine Veränderung in der Art und Weise der Gottesdarstellungen auf. Den Gott des frühen Mittelalters zeigten die damaligen Künstler distanziert. Oder wie es Dinzeltbacher formuliert:

„Die Entfernung des frühmittelalterlichen Menschen zum Schöpfergott ist fast unüberwindlich groß. Sichtbar anhand Zeugnissen der bildenden Künste: Frühmittelalterliche Sonderform der Christusikonographie, der Christus Victor, dargestellt als Krieger, als Führer der himmlischen Heerscharen. Schwer vorstellbar, dass man diesem Gott anders als mit Furcht und Zagen entgentreten konnte.

Weitere Darstellung ist rex gloriae, dem das Kreuz weniger Leidens-, sondern Siegeszeichen ist.“¹⁵

Der Gott des frühen Mittelalters hat wenig mit den Menschen zu tun. Er ist Schöpfer der Welt und Heeresführer. Er steht über uns. Ja, und selbst der ans Kreuz genagelte Gott zeigt keine menschlichen Regungen wie Schmerz, Wut oder Trauer. Nein – Gott triumphiert am Kreuz, es ist, wie Dinzeltbacher schreibt, sein „Siegeszeichen“. Eine auf Gegenseitigkeit beruhende Beziehung mit einer derartig fernen, distanzierten und auf einer weit höheren Ebene (der wohl höchsten überhaupt) stehenden Figur einzugehen, scheint nicht möglich sein. Schlechte Aussichten also für eine, zumindest liebesähnliche Beziehung zwischen Mensch und Gott.

Unterstrichen wird diese Unmöglichkeit einer Liebe noch durch ein weiteres Bild. Nämlich jenes, das Jesus und Maria zeigt. Dinzeltbacher erwähnt exemplarische die Plastik der Maiestas von Clermont, welche die Jungfrau Maria und ihren Sohn zeigt. Allerdings nicht in inniger Umarmung, sondern „steif von sich wegewardt auf den Knien“ haltend.¹⁶

Der strafende Gott, die abweisende Mutter, als Hinweise auf eine Zeit ohne Zuneigung, Liebe und Wertschätzung. Diesen Schluss eröffnet, wie gezeigt ein Blick auf Bilder und Plastiken des frühen Mittelalters. Doch wie schon für die Literatur gezeigt, ändern sich auch die bildlichen Quellen und zeigen Zuneigung, Liebe und Wertschätzung. Und gleich der Literatur gilt es nun zu fragen, wann diese Änderung einsetzt.

¹⁵ Dinzeltbacher, *Gefühl und Gesellschaft im Mittelalter*, S. 219.

¹⁶ Dinzeltbacher, *Gefühl und Gesellschaft im Mittelalter*, S. 219.

Den Versuch einer Antwort wagt erneut Dinzelbacher, wenn auch nicht auf direktem Weg. Vielmehr schlägt er einen Umweg über die Mystik ein. Jener Bereich, worin Menschen, meist fromme Menschen ihrem Gott gegenüberstehen. Dem frühmittelalterlichen Bild Gottes entsprechend, wagt es etwa der westgotische Mönch Baldarius im 7. Jahrhundert nicht, mit Gott zu sprechen, der ihm im Traum gegenüber stand. Und auch Gott zeigt kein allzu großes Interesse an Baldarius. Er lässt ihn, ohne mit ihm gesprochen zu haben, von seinem himmlischen Gefolge wegführen.¹⁷ Diese, wenn auch schriftlich festgehaltene Begegnung mit Gott, zeigt Gott, wie er auch von den bildenden Künstlern gesehen und gestaltet wird. Nämlich als Furcht einflößend und am Menschen desinteressiert.

Anders gestalten sich Begegnungen zwischen Gott und Mensch im 12. Jahrhundert, „der „Beau Dieu“ tritt an die Stelle des Weltenrichters, Liebes- und Leidensmystik beginnen.“¹⁸ Menschen denen Gott nun gegenüber tritt, wollen mit ihm sprechen, ihn berühren und von ihm berührt werden. Dies ist es, was den Kern jener Bewegung, genannt „Unio Mystica“ ausmacht. Die „Unio Mystica –Verschmelzung der Seele mit Gott, so oft als Höhepunkt der praktischen Mystik umschrieben“¹⁹. Jenen Höhepunkt, den Dinzelbacher erneut im 12. Jahrhundert auszumachen scheint.

Diesem ersten Treffer einer Trennlinie folgt noch ein zweiter Treffer, der nun auch wirklich auf bildliche Quellen abgefeuert wurde. Wir erinnern uns an die wenig fürsorgliche Mutter Gottes und deren „steifes“ Verhältnis zu ihrem Sohn? Gut, denn ebenfalls ab der Mitte des 12. Jahrhunderts wird diese Rabenmutter (natürlich aus heutiger Sicht) durch ein Mutterbild ersetzt, das bis in die Gegenwart bestehen bleibt. Nämlich das Bild der „Madonna Glykophilusa, bei dem sich Mutter und Kind aneinanderschmiegen“²⁰.

Doch wie schaut es mit Abbildungen von menschlichen Paaren aus. Also nicht Mensch und Gott oder Maria und Jesus, sondern schlicht Mann und Frau? Gibt es auch für dieses Motiv eine Zeit der Liebe und eine Zeit ohne Liebe? Geht es erneut nach Dinzelbacher, so ist auch das Bild des Liebespaares keines, das alle Zeiten durchwandert, sondern sich erst einmal finden muss. Und, ebenfalls nach Dinzelbacher, findet sich das Paar am Ende des 11. Jahrhunderts.²¹

Nachdem wir nun sowohl bildliche Quellen, im weiten wie im engen Sinn und explizit schriftliche Quellen auf Spuren von Liebe nach unserer Beschreibung durchsucht haben, soll ein erstes Resümee gezogen werden: Wenn wir davon ausgehen, dass das

¹⁷ Ebd. S. 220.

¹⁸ Dinzelbacher, Entdeckung der Liebe, S. 207.

¹⁹ Ebd., S. 197.

²⁰ Ebd. S. 201.

²¹ Dinzelbacher, Entdeckung der Liebe, 201.

Fehlen von Quellen der Liebe mit einem Fehlen von Liebe gleichzusetzen ist, drängt sich folgender Schluss auf: Es gab keine Liebe. Denn, wie festgestellt, tauchen Liebesquellen und somit auch Gefühle der Liebe erst ab dem Ende des 11. Jahrhunderts auf. Was die Frage aufwirft, was dazu geführt haben mag? Wieso wurde die Liebe entdeckt. Oder besser wiederentdeckt. Denn dass Dichter der Antike wie Ovid über Liebe schrieben, soll hier nicht in Frage gestellt werden.

3. Voraussetzungen der Liebe

Die nächsten Abschnitte versuchen zu klären, warum die Liebe wiederentdeckt werden KONNTE. Um das zu tun, bedarf es, sich etwaige Voraussetzungen zu vergegenwärtigen unter denen Liebe entstehen kann. Diese Voraussetzungen sollen anhand der eingangs aufgestellten Beschreibung unseres Verständnisses von Liebe dargelegt werden. Wir erinnern uns. Liebe als ein Gefühl der Gegenseitigkeit und Unvertauschbarkeit, entspringend der Sexualität. Und all dies zusammen wird als wertvoll, als Lebensziel gesehen.

3.1. Gegenseitigkeit und Gleichheit

Um ein Gefühl der Gegenseitigkeit entwickeln zu können bedarf es wohl zu allererst zweier Partner, die einander auf Augenhöhe begegnen können.²² Solange aber die Frau als Mensch zweiter Klasse gesehen wird und sich zum Teil selbst als solche sieht, solange scheint das Aufkommen eines auf Gegenseitigkeit beruhenden Gefühls von Liebe eher unmöglich als möglich. Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass die Frau über lange Zeit der Geschichte als Mensch zweiter Klasse gesehen wurde. Ein Beleg dieser Annahme soll nur exemplarisch erfolgen um schemenhaft ein repräsentatives Frauenbild des Mittelalters zu skizzieren.²³

Zwei Instanzen tragen im Mittelalter maßgeblich zur Ausformungen eines minderwertigen Frauenbildes bei. Aus kirchlicher Tradition stammt die weigehende Gleichsetzungen von Sünde und Frau. Oder wie Georges Duby schreibt: „Die männliche Haltungen gegenüber der Frau scheinen in der Epoche, von der ich spreche [11. Jh.] weniger von Begehren als von Angst beherrscht zu sein. Die weibliche Natur, tönt es von allen Seiten, ist pervers.“²⁴

Hinzu kam die weltliche Sicht der Frau, die Frau grob mit dem Begriff Besitz gleichsetzt. Deutlich wird dies etwa im Begriff der „munt“, was soviel bedeutet wie Verfügungsgewalt. Bis zur Verheiratung der Frau, stand diese unter der „munt“ des

²² Frage nach Henne oder Ei. Ist zuerst die gegenseitige Wertschätzung da, als Voraussetzung für Liebe, oder wächst jene Wertschätzung erst aus dem fruchtbaren Boden der Liebe.

²³ Die Erstellung eines profunden Frauenbildes wäre Angelegenheit eigenständiger Arbeiten.

²⁴ Georges Duby, Die Frau die Liebe und der Ritter, S. 195–204, hier S. 197.

Vaters, beziehungsweise unter der eines anderen männlichen Verwandten. Mit der Hochzeit ging die „munt“ an den Ehegatten über.²⁵ Somit ergibt sich folgende Sicht der Frau, von Dinzelbacher prägnant zusammengefasst: „Die bekannte Beurteilung der Frau durch den Mann, ihre Einschätzung als Minder- und Mängelwesen durch Theologie, Naturwissenschaft, Recht usw., ihre fast nie muntfreie Existenz musste von vornherein ein Verhältnis zwischen den Geschlechtern schaffen, das eine Gleichheit in keiner Hinsicht kannte.“²⁶

Gleichheit zwischen Mann und Frau ist also unbekannt. Und das macht die Liebe zwischen Mann und Frau eher schwierig.

Einer kleiner Ehe-Exkurs

Da hier schon einmal die Begriffe „munt“ und Hochzeit angesprochen wurden, bietet es sich an, an dieser Stelle weitere Überlegungen zur Ehe im Mittelalter anzubringen. Einerseits, um dem Titel der Arbeit Genüge zu tun. Viel mehr aber noch, da die Regelungen und Konventionen rund um die Ehe einen weiteren Blick auf die Liebe erlauben.

Ursprünglich war die Ehe nicht viel mehr als Mittel zum Zweck um Erbfolgen und Erbschaften, sowie die Verbindung zweier Familien zu reglementieren. George Duby bringt die Sache auf den Punkt „Grundlage [der Ehe] ist jedoch auf jeden Fall der Begriff des Erbes. Es ist seine Aufgabe, die Weitergabe eines unverminderten Vermögens an Gütern, Ruhm und Ehre zu sichern und den Nachkommen eine Stellung, einen ‚Rang‘ zu garantieren, der zumindest dem der Vorfahren entspricht.“²⁷ Ehe somit eine höchst weltliche, materialistische und pragmatische Institution. Ehe ist ein Rechtsgeschäft, vorangetrieben und abgeschlossen von zwei Familien. Und so ist Ehe kein Bund zweier selbstständiger Individuen, kein von Liebe geknüpftes Band fürs Leben.

Mit dem Auftreten der Kirche als gewichtiger Spieler im Machtgefüge, bekommt die Ehe noch eine weitere Funktion. Nun regelt die Ehe nicht mehr nur die Erbschaft, sondern kontrolliert auch die Sexualität – und somit der Kirche schlimmster Feind.

„[Die Kirche] neigte zu einer Verdammung der Ehe. Sie war unrecht, weil sie verunreinigte, weil sie eine Trübung der Seele bewirkte. Dennoch, da die Menschen sich leider nicht wie die Bienen reproduzieren und sich daher begatten müssen, [...] ließ die Kirche die Ehe als kleineres Übel zu. Sie übernahm sie, sie setzte sie ein – [...] – jedoch unter der Bedingung, dass sie

²⁵ Ebd.; Dinzelbacher, Peter, Europa im Hochmittelalter 1050–1250. Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte, Darmstadt 2003, S. 124.

²⁶ Dinzelbacher, Gefühl und Gesellschaft, S. 228.

²⁷ Duby, Georges, Die Frau ohne Stimme. Liebe und Ehe im Mittelalter, Berlin 1989 (1983), S. 12.

dazu diente, die Sexualität zu disziplinieren und die Unzucht wirksam zu bekämpfen.“²⁸

Die Transformation der weltlichen Ehe in eine kirchliche Ehe dauerte mehrere Jahrhunderte. Wie weit die Kirche jeweils Einfluss auf weltliche Belange nehmen konnte, hing jeweils von der Macht ihrer weltlichen Gegenspieler ab. So überrascht es wenig, dass ein erster Schritt in Richtung kirchliche Ehe zur Zeit der Karolinger gesetzt werden konnte. Während spätere Jahrhunderte vom Streit zwischen Papst und Kaiser geprägt war, arbeiteten im 9. Jahrhundert weltliche und geistliche Herrscher eng zusammen und brachten somit ein weitgehend bis heute als Ehe bekanntes Normengebäude hervor.²⁹ Ein zentraler Punkt innerhalb dieses Normengebäudes war der Kampf gegen Inzest. Um Ehen innerhalb eines bestimmten Grades von Verwandtschaft verhindern zu können, bedurfte es einer Kontrollinstanz welche jenen Punkt zu überprüfen hatte. Die Kirche nahm sich dieser Kontrolle an und wurde somit Teil eines ehemaligen, rein weltlichen Rechtsgeschäft. Einerseits waren Priester und Bischöfe bei Hochzeiten anwesend um den Grad der Verwandtschaft der Brautleute zu überwachen, andererseits wurden Hochzeiten so öffentlich, da man ja wissen musste wer mit wem wie verwandt ist.³⁰

„Der Priester griff also zuallererst als Richter ein. Insbesondere überprüfte er, ob es nicht eine Entführung des jungen Mädchens gegeben hat (was eine Verletzung der Rechte seiner Familie wäre) und ob nicht zwischen den Eheleuten das Hindernis der Blutsverwandtschaft vorliegt. Er segnet auch die Eheleute und betet mit ihnen. Damit werden ein Recht und Handlungen, die bis dahin weltlich waren, kirchlich.“³¹

Bis zu diesem Punkt kann man der Kirche keinen, die Liebe in die Ehe bringenden Einfluss nachsagen. Bis hierher kontrolliert sie lediglich bereits vorhandene Normen. Dies ändert sich, folgt man Micheal Slot, mit Hugues de Saint-Victor (gestorben 1141), Verfasser einer ersten großen theologischen Darstellung der Ehe: „Die spontane und rechtmäßige Einwilligung, durch die Mann und Frau sich als gegenseitige Schuldner einsetzen: das macht die Ehe.“³² Hugues de Saint-Victor bringt mit dieser Aussage eine neue Hauptfigur ins Spiel. Waren es bisher Familien, also Kollektive, welche die Ehe verhandelten, so sollen nun die Brautleute selbst, sprich zwei persönliche Individuen³³ über ihr gemeinsames Schicksal entscheiden.

²⁸ Duby, *Frau ohne Stimme*, S. 16 f.

²⁹ Ebd. S. 19.

³⁰ Ebd. S. 20.

³¹ Michel Slot, *Die Entstehung der christlichen Ehe*, in: Georges Duby u. a. (Hrsg.), *Liebe und Sexualität*, o.O 1995, S. 182–194, hier S. 185.

³² Slot, *Entstehung der christlichen Ehe*, S. 186.

³³ Über die Bedeutung von Individualität siehe nachfolgendes Kapitel.

„Die Ehe liegt also am Ende des 11. Jahrhunderts juristisch in der Zuständigkeit des kanonischen Rechts. Sie ist ganz in der Theologie begründet. Sie hat ihre Liturgie in der Kirche, in der der Priester die Hauptrolle spielt. Die Einwilligung, die sie gültig macht, ist im Prinzip nicht mehr diejenige zweier Familien, sondern diejenige zweier Personen. Das ist eine radikale Neuerung, gefährlich für die Gesellschaftsordnung.“³⁴

Am Ende des 11. Jahrhunderts steht somit die einzelne Person, zumindest in den theoretischen Überlegungen der Kirche im Mittelpunkt. Jene einzelne und somit unvertauschbare Person, die nach unserer Beschreibung eine Voraussetzung von Liebe darstellt.

3.2. Unvertauschbarkeit

Unvertauschbarkeit ist ein weiterer Bestandteil unserer, bereits mehrfach erwähnten Beschreibung von Liebe. Doch was heißt Unvertauschbarkeit eigentlich? Nun, Unvertauschbarkeit bedeutet hier nicht viel mehr ein Hervorheben der einzelnen Person samt seiner individuellen Eigenschaften. Und somit ist das, für den Begriff Unvertauschbarkeit zentrale Wort schon gefallen – nämlich individuell, oder, weiter gefasst, der Begriff der Individualität. Liebe nach unserer Beschreibung gilt nur der einen bestimmten, eben der geliebten Person, dem geliebten Individuum.

Warum dieser Umstand dermaßen betont wird? Wo es doch selbstverständlich scheint, dass wir jeweils nur eine einzige Person lieben?³⁵ Nehmen wir einmal an, es gab eine Zeit, der die Vorstellung von Individualität fremd war. Eine Zeit, in der die Gemeinschaft im Vordergrund und das Kollektiv über dem einzelnen stand, vielleicht aus dem simplen Grund heraus, dass ein Einzelner nur schwer überleben konnte.³⁶ Jetzt soll die Geduld des Lesers mit zwar reizvollen, aber an unserem Thema vorbeigehenden Spekulationen nicht unnötig strapaziert werden. Keine Angst, dies ist hier nicht der Fall. Fällt doch das Mittelalter genau in so eine Zeit der fehlenden Individualität, beziehungsweise gab es auch in der langen Periode des Mittelalters Phasen, in denen es am Bewusstsein der eigenen Einzigartigkeit fehlte.³⁷ Zumindest wenn es nach Colin Morris und seinem Buch „The Discovery of the Individual“³⁸ geht. Dankenswerterweise nennt Morris im Untertitel seines Werkes auch gleich jene Zeit, in der er das Individuum entdeckt haben will – nämlich die Zeit von 1050 bis 1200. In

³⁴ Slot, Entstehung der christlichen Ehe, S. 187.

³⁵ Ansonsten wäre auch die Bezeichnung Liebespaare hinfällig. Gilt meine Liebe nämlich mehr als nur einer Person, und wird diese Liebe, wider erwarten, von all meinen Geliebten erwidert, dann sind wir sicherlich schon einmal mehr als zwei – und somit kein Paar mehr.

³⁶ Dinzelbacher, Europa im Hochmittelalter.

³⁷ Diese Aussage ist natürlich stark verkürzt, sollte im Kern aber, wie noch gezeigt wird, ihre Berechtigung haben.

³⁸ Colin Morris, The Discovery of the Individual. 1050–1200, Toronto-Buffalo-London 1972 (1995).

Jahrhunderten gesprochen beginnt für Morris die Entwicklung des Individuums in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Und in diesen zeitlichen Rahmen fällt auch unsere zuvor herausgearbeitet Trennlinie zwischen der der Zeit mit und der Zeit ohne Quellen der Liebe.

Doch wie kommt jemand wie Morris überhaupt auf die Idee, einer Zeit den Glauben an die Individualität abzusprechen. Dies soll anhand einiger Kernaussagen aus „The Discovery of the Individual“ dem Leser verständlich gemacht werden.

Morris geht bei seinen Überlegungen von der Gegenwart aus. Denn noch heute wäre das, was er als „western individualism“ nennt, eher Ausnahme als Regel, weltweit betrachtet. Er geht dabei sogar soweit, unsere Vorstellung von Individualität als „eccentricity“ zu sehen.³⁹ Die Entwicklung der Individualität sieht Morris einerseits durch das Christentum⁴⁰, andererseits durch die Rezeption klassischer lateinischer Texte⁴¹ forciert. Der antiken griechischen Kultur dagegen spricht Morris ein zentrales Verständnis von Individualität dagegen ab. Im Zentrum griechischer Philosophen und Theoretiker stand nämlich nicht die einzelne Person, sondern, Collin führt hier exemplarisch Aristoteles an, die Gemeinschaft, genauer die Polis und die Stadt.⁴² Neben diesen theoretischen Ansätzen sieht Morris auch in der griechischen Literatur einen Beweis für den eher geringen Stellenwert des Einzelnen, während dagegen schon die römischen Dichter verstärkt auf Genres wie Biographie, Autobiographie oder Romane setzten. „Europe has developed literary forms specially devoted to the exploration of the individual and his relationships, such as biography, autobiography, and the novel; forms which are unknown, or relatively undeveloped, in other cultures.“⁴³ Morris betont auch den Stellenwert des Charakters innerhalb der Dichtkunst. Während er im griechischen Drama ein Drama der Umstände „drama of circumstance“⁴⁴ sieht, ist für ihn das westliche Drama ein Drama des Charakters „the Western tragedy is essentially a drama of character“⁴⁵. Für die Geschichte von Ödipus sei dessen Charakter völlig irrelevant. Denn einzig das Schicksal entscheidet, was geschieht. Als Vertreter des westlichen, individualistischen Dramas nennt Morris Shakespeares Hamlet. Nur Hamlet selbst und zwar aufgrund seiner persönlichen Eigenschaft, eben seiner Individualität, würde das erleben, was Hamlet eben erlebt. Oder, wie Morris formuliert: „Othello

³⁹ Ebd. S. 2.

⁴⁰ Ebd.S. 10.

⁴¹ Ebd. S. 14 f.

⁴² Ebd. S. 2 f.

⁴³ Morris, Individualism, S. 4.

⁴⁴ Ebd., S. 4.

⁴⁵ Ebd. S. 4.

would have had no difficulty in dealing with Hamlet's problem, nor Hamlet with Othello's."⁴⁶

Wie konnte es aber zu dieser Veränderung kommen? Wie bereits erwähnt, nennt Morris Christentum und das klassische Latein als Wurzeln der Individualität. Morris zur Rolle des Christentums:

„It is at once obvious that the Western view of the value of the individual owes a great deal to Christianity. A sense of individual identity and value is implicit in belief in a God who has called each man by name, who has sought him out as a shepherd seeks his lost sheep. Self-awareness and a serious concern with inner character is encouraged by the conviction that the believer must lay himself open to God, and be remade by the Holy Spirit.“⁴⁷

Es bedurfte also erst einer Religion, die das Tun und den Glauben des einzelnen Menschen als höchste Instanz betrachtete. Nicht die Handlungen und der Glauben der Gemeinschaft entscheiden über das Seelenheil, sondern jeder Einzelnen ist mit seinem Tun und seinem Glauben für sein Schicksal verantwortlich.

Während somit das Christentum das ideologische Fundament für das Bewusstwerden der eigenen Persönlichkeit legte, diente Latein mehr als Mittel zum Zweck. Nämlich um diese neue Selbstsicht festzuhalten, niederzuschreiben und somit darüber reflektieren zu können. Erst gute Lateinkenntnisse ermöglichten es den Menschen im frühen Mittelalter sich weitgehend uneingeschränkt auszudrücken.⁴⁸ Als wichtigste Lateinlehrer nennt Morris Cicero und Seneca. „Cicero and Seneca were, for the men of the twelfth century, probably the most influential of the classical writers, and it is interesting to observe that they were by disposition the most humanist of all, in that they saw an essential unity in mankind and even an equality of value among men.“⁴⁹

4. Die wiederentdeckte Liebe

Sammelt man die oben angeführten Steinchen und setzt sie zusammen, dann ergibt sich daraus ein, wenn auch lückenhaft und grobes, so dennoch erkennbares Bild. Nämlich das Bild einer wiederentdeckten Liebe. Ein Bild, schon in vormittelalterlichen Zeit gemalt, dann verloren gegangen und erst am Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrtausend wieder entdeckt. Zu diesem Schluss muss zumindest der Leser der bisher referierten Schriften kommen.

⁴⁶ Ebd. S. 4.

⁴⁷ Ebd. S. 10.

⁴⁸ Ebd. S. 8 f.

⁴⁹ Ebd., S. 14 f.

Obwohl die zitierten Autoren eine Fülle von Argumenten für ihre These ins Feld schicken, scheint diese nicht unbestritten zu sein. Dies zeigt etwa ein Blick auf die Bibliographie dieser Arbeit, die sich weitgehend, wenn nicht gar ausschließlich auf Werke Peter Dinzelbachers stützt. Diese Tatsache stellt auch Cornelia Daurer in ihrer Diplomarbeit zu Liebe und Ehe im Mittelalter fest:

„An den Beginn dieser Arbeit möchte ich eine These stellen, die zwar offensichtlich im deutschsprachigen Raum einigen Einfluss gehabt hat [...], aber anderswo, soweit ich das überblicke, dagegen überhaupt nicht rezipiert wurde, und zwar die Überlegungen Peter Dinzelbachers, der eine (Wieder-)Entdeckung der Liebe an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert postuliert.“⁵⁰

Warum die Vorstellung der wiederentdeckten Liebe beinahe ausschließlich von Dinzelbacher vertreten wird, darüber kann hier nur vermutet werden. Hier sollen nur zwei Überlegungen mögliche Erklärungen eröffnen:

Erstens setzt Dinzelbachers These eine bestimmte Bereitschaft beim Leser voraus. Nämlich die Bereitschaft, sich von der Annahme zu verabschieden, Liebe – und zwar in der von uns beschriebenen Art und Weise – sei eine Konstante im menschlichen Leben und könne daher nicht einmal entdeckt, dann vergessen und dann wiederentdeckt werden. Wie sehr aber diese Vorstellung verankert zu sein scheint, zeigte die Präsentation besagter These im Rahmen eines Seminars zur Geschichte des Mittelalters an der Universität Innsbruck im Wintersemester 2007/08⁵¹, wo die Überlegung einer Wiederentdeckung von Liebe zum Teil große Skepsis bei den Teilnehmern hervorrief. Der Ursprung dieser Skepsis führt zur zweiten angekündigten Überlegung. Nämlich den unterschiedlichen Vorstellungen von Liebe – wie bereits einleitend problematisiert. Liebe wird hier vielfach mit Sexualität gleichgesetzt. Und sind diese beiden Begriffe erst einmal vermischt, ist die Vorstellung einer Zeit ohne Liebe, was einer Zeit ohne Sex bedeuten würde, natürlich unvorstellbar. Aber gerade dieser Unterscheidung von Sex und Liebe scheinen viele Historiker auszuweichen in dem sie zwar das Wort Liebe im Titel führen, dann aber doch nur Sex oder Ehe behandeln. Der explizit mentalitätsgeschichtliche Aspekt, der bei Dinzelbacher zu finden ist,⁵² fehlt – zumindest bei den von mir eingesehenen Werken.

Wenn Dinzelbachers These laut Daurer kaum übernommen wird, so wird sie auch kaum abgelehnt. Daurer nennt hier nur Wilfried Hartmanns Beitrag „Über Liebe und Ehe im früheren Mittelalter“⁵³. Dieser widerspricht darin in vier Punkten den Ansichten

⁵⁰ Daurer, Studien zu Liebe und Ehe im Mittelalter, S. 5.

⁵¹ „Geschichte und Literatur des Spätmittelalters“, bei Klaus Huber Brandstätter und Siller Max.

⁵² Siehe dazu Peter Dinzelbacher, Zur Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte, in: Ders. (Hrsg.), Europäische Mentalitätsgeschichte, S. XV–1.

⁵³ Wilfried Hartmann, Über Liebe und Ehe im früheren Mittelalter. Einige Bemerkungen zu einer Geschichte des Gefühls, in: Weigand, Rudolf (Theologe) : De iure canonico medii aevi : Festschrift für

Dinzelbachers: „Die Vorstellung einer auch nur theoretischen Gleichberechtigung der Menschen, speziell von Mann und Frau, existieren nicht“. Es habe „wenig Interesse für seelische Motivationen des anderen gegeben“. „Ein Empfinden von der Einzigartigkeit und Unersetzbarkeit eines bestimmten Partners (scheine) nur ausnahmsweise belegbar“. „Amor“ bedeute im frühen Mittelalter lediglich „Begehren“ und „nicht unsere Liebe“.⁵⁴

Hartmann führt zu all seinen Kritikpunkten Beispiele an, die seiner Meinung nach den Überlegungen Dinzelbachers widersprechen. Diese Beispiele entsprechen dabei aber eher Ausnahmen und Sonderfällen und differenzieren somit Dinzelbachers Aussagen mehr als sie völlig zu widerlegen. Einen Umstand, den Hartmann selbst mehrmals anführt. Wie etwa zum Punkt der theoretischen Gleichberechtigung, wo Hartmann einräumt: „zweifellos [sind] Männer und Frauen in den Bereichen Eherecht, Ehebruch und Scheidung ungleich behandelt worden.“⁵⁵

Abschließend plädiert Hartmann nicht für ein Fallenlassen der These der Wiederentdeckten Liebe, sondern verlegt den Zeitpunkt der Liebesrenaissance schon ins 9. Jahrhundert:

„Mir scheint aus den vorgelegten Materialien hervorzugehen, dass auch schon das frühere Mittelalter, vor allem das 9. Jahrhundert, Feinheit des Gefühls und psychologisches Einfühlungsvermögen gekannt hat, daneben sicherlich auch Brutalität und Barbarei – wie jede Epoche der menschlichen Geschichte.“⁵⁶

5. Warum wurde die Liebe wiederentdeckt?

Galt es bisher zu zeigen, wie man der Liebe auf die Spur kommt und ergab sich daraus das Bild der wiederentdeckten Liebe, so gilt es hier nun die Frage zu stellen, warum es einmal Liebe gibt, dann wieder nicht und dann doch wieder. Um diese Frage beantworten zu können, soll erneut Dinzelbacher zitiert werden. Die zentrale Überlegung Dinzelbachers warum es zur Wiederentdeckung der Liebe kam, ist die Entstehung einer „leisure-class“:

„Die Entdeckung der Liebesbeziehungen zwischen Mann und Frau in der auf Wechselseitigkeit, Unvertauschbarkeit und emotionalen Affektion berührenden Weise scheint erst möglich geworden zu sein, als die höfische Gesellschaft nach der Befriedung Westeuropas von äußeren Einfällen einerseits und der Zurückdrängung der inneren Fehden durch die Gottes- und Landfriedensbewegung andererseits zu einer Gesellschaft geworden war, die

Rudolf Weigand, herausgegeben von Peter Landau unter Mitarbeit von Martin Petzolt, *Studia Gratiana* 27, Roma 1996, S. 185–208.

⁵⁴ Vgl., zu allen vier Punkten Hartmann, *Liebe und Ehe*, S. 217 f.

⁵⁵ Ebd. S. 195.

⁵⁶ Ebd. S. 215.

wenigstens teilweise als *leisure-class* bezeichnet werden kann. Auch die Kreuzzüge hatten hier Ventilfunktion, indem sie ja eine ideale Möglichkeit der Abreaktion gerade für die größten Raufbolde gewesen sein mussten [...]. Daher werden gerade viele der aggressivsten Elemente Europa im Hochmittelalter verlassen haben.

Erst jetzt, da der im frühen Mittelalter allgegenwärtige Druck permanenten Kampfes auch von der Schicht der *bellatores* genommen wurde, fand man die Zeit, sich „der Zivilisation“⁵⁷, den mit den Kreuzzügen und der Reconquista verstärkt einfließenden kulturellen Anregungen des Orients auf der einen Seite, der eigenen antiken Tradition auf der anderen, weiter zu öffnen.

Innerhalb der Laienschaft, die jetzt selbst kulturtragend wird, gab es nur eine Schicht, die

die entsprechende Muße zur Verfügung hatte,

die Möglichkeit, die kulturellen Angebote der Antike und des Orients zu erfassen, und

durch tendenziell gewaltfreie Zusammenleben auf engem Raum auch den Stimulus zur Entwicklung von Reaktionen auf die Konfrontationen mit dem Gegenüber hatte: eben die *höfische*.⁵⁸

Anders als in seinen Ausführungen zur Liebe und vor allen zu den Quellen der Liebe, liefert Dinzeltbächer hier nur eine sehr weitgefasste, allgemeine Erklärung ab, wieso die Menschen im 11. Jahrhundert die Liebe entdeckt haben. Dinzeltbächer führt die Entstehung der seiner Meinung nach zentralen „*leisure class*“ in erster Linie auf politische Veränderungen zurück ohne auf etwaige sozioökonomische Veränderungen, Stichwort Bevölkerungswachstum, Stichwort Städtebildung, Stichwort Universitäten einzugehen. Allerdings ließe sich wohl erst aus der Fülle von Veränderungen, wie etwa die eben stichworthaft Genannten, eine umfassende Erklärung finden, wieso die Menschen überhaupt und warum gerade im 11. Jahrhundert wieder zu lieben gelernt haben.

Schluss

Wie Michel Houellebecq in seinem eingangs zitierten Roman „Plattform“ beschreibt, gibt es unterschiedliche Vorstellungen von Liebe, je nach dem in welchem Teil der Welt wir leben. Dies deckt sich mit der Meinung von Colin Morris, der etwa unsere

⁵⁷ Dinzeltbächer verweist hier auch Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation*, Bern 1969.

⁵⁸ Dinzeltbächer, *Gefühl und Gesellschaft im Mittelalter*, S. 231.

westliche Vorstellung von Individualität exzentrisch nennt – von einer globalen Perspektive aus betrachtet.

Wenn es also schon unterschiedliche Vorstellungen von Liebe zur selben Zeit gibt, dann scheint auch ein, vom Wandel der Zeit veränderter Liebesbegriff plausibel. Nämlich jener Wandel von einer Zeit ohne Liebe in eine Zeit mit Liebe. Jener Wandel, wie er, Dinzelbacher referierend, eben skizziert wurde. Kann dieser Wandel auch anhand schriftlicher und bildlicher Quellen weitgehend belegt werden, so erklären diese Texte und Bilder aber nicht, wie und warum der Verhältnis zu sich selbst und zu seine Mitmenschen am Ende des 11. Jahrhunderts ein weitgehend anderes war, als noch zu Beginn jenes Jahrhunderts. Ebenso wenig, wie die Frage nach dem „Warum der Veränderung“ zufriedenstellend beantwortet wird, fehlt auch eine Antwort, wieso sich jenes, im 11. Jahrhundert grundlegende Idealbild einer Beziehung zwischen Mann und Frau, bis in die Gegenwart konserviert. Wobei konserviert sicherlich der falsche Ausdruck ist, darf wohl vermutet werden, dass Liebe im 21. Jahrhundert einen noch vielfach höheren Stellenwert einnimmt als noch im 11. Jahrhundert. Folgt man hier dem Erklärungsmodell Dinzelbachers, der für die Entwicklung der Liebe eine „leisure class“ voraussetzt, so wäre der Schluss möglich, dass das Wachsen von Liebe mit dem Wachsen von Freizeit einhergeht. Liebe wäre so also ein Zeichen von Muße und Freizeit⁵⁹ (was sich mit den unterschiedlichen Vorstellungen von Liebe bei thailändischen und amerikanischen Frauen wie von Houellebecq behauptet werden würde). Angesichts der komplexen Aufgabe, die das Eindringen in die Gefühlswelt in eine Gesellschaft darstellt, sollte man allerdings von derart monokausalen Erklärungen und Schlussfolgerungen, wie der eben geäußerten, Abstand bewahren.

Und so bleibt abschließend zu betonen, dass die Liebe, nach unserer Beschreibung wohl keine Konstante in der Geschichte der Menschheit darstellt, sondern nach einem ersten Auftritt in der Antike erst wieder im 11. Jahrhundert ein Comeback feierte. Kann dieser Wandel anhand einer breiten Quellenbasis weitgehend belegt werden, fehlt dagegen eine umfassende Erklärung wieso es zu diesem Wandel kam. Vielleicht aus einfachem folgendem Grund: „Liebe braucht keine Begründung.“⁶⁰

Literatur

Bumke, Joachim, *Höfische Kultur – Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, Band 2, München 1986.

⁵⁹ zu einem ähnlichen Schluss kommt übrigens schon Gottfried von Straßburg um 1200. Schreibt dieser doch „Trifft Liebesnot auf Müßiggang / so verschlimmert sie sich“ – zitiert nach http://www.aphorismen.de/display_aphorismen.php?search=1&page=5, zuletzt im Mai 2008.

⁶⁰ Kurt Haberstick, (*1948), Schweizer Buchautor und Aphoristiker, zitiert nach http://www.aphorismen.de/display_aphorismen.php?search=1&page=13, zuletzt Mai 2008.

Colin Morris, *The Discovery of the Individual. 1050–1200*, Toronto-Buffalo-London 1972 (1995).

Cornelia Dauerer, *Diefficile est humanam animan non amare. Studien zu Liebe und Ehe im Mittelalter*, Wien 2002.

Duby Georges u. a. (Hrsg.), *Liebe und Sexualität*, o.O 1995.

Duby, Georges, *Die Frau ohne Stimme. Liebe und Ehe im Mittelalter*, Berlin 1989 (deutsche Ausgabe).

Dinzelbacher, Peter, *Europa im Hochmittelalter 1050–1250. Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte*, Darmstadt 2003.

Dinzelbacher, Peter (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*, Stuttgart 1993.

Dinzelbacher, Peter, *Gefühl und Gesellschaft im Mittelalter, Vorschläge zu einer emotionsgeschichtlichen Darstellung des hochmittelalterlichen Umbruchs*, in: Gert Kaiser, Jan-Dirk Müller (Hrsg.), *Höfische Literatur. Hofgesellschaft. Höfische Lebensformen um 1200*, Kolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld, Düsseldorf 1986, S. 213–243.

Dinzelbacher, Peter, *Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter*, in: *Saeculum* 32, München 1981, S.185–209. Eder, Franz X., „Sex-Appeal“ versus „Gemieth und Lieb“. Zur Entstehung der sexuellen Begierde in der bäuerlichen Kultur des 17.–19. Jahrhunderts, in: Eder Franz (Hrsg.), *Wiener Wege der Sozialgeschichte*, Wien 1997.

Hartmann, Wilfried, *Über Liebe und Ehe im früheren Mittelalter. Einige Bemerkungen zu einer Geschichte des Gefühls*, in: Landau, Peter (Hrsg.), Weigand, Rudolf, *De iure canonico medii aevi. Festschrift für Rudolf Weigand*, in: *Studia Gratiana* 27, Roma 1996, S. 189–216.

Houellbecq, Michele, *Plattform*, Hamburg ³2006.

Peter Andorfer ist Student der Geschichte und Germanistik im 10. bzw. 3. Semester an der Universität Innsbruck. Peter.Andorfer@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Peter Andorfer, *Liebe und Ehe im Mittelalter*, in: *historia.scribere 1 (2009)*, S. 439–458, [<http://historia.scribere.at>], 2008-2009, eingesehen 1.3.2009 (=aktuelles Datum).

© Creative Commons Licences 3.0 Österreich unter Wahrung der Urheberrechte der AutorInnen.